

Blick in Nachbars Garten

Autor(en): **Gemmingen, Hubertus von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freiburger Geschichtsblätter**

Band (Jahr): **90 (2013)**

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-389476>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

MISZELLEN

Blick in Nachbars Garten

Um der heutigen Leserschaft einen attraktiven und vielfältigen Zugang zu vergangenen Zeiten zu bieten und zugleich das eigene Überleben zu sichern, sind die sogenannten gelehrten Gesellschaften augenblicklich darauf angewiesen, mehr denn je zu publizieren; dies ist zumindest die Meinung, die Jean Steinauer, Redaktor der *Annales fribourgeoises*, im Editorial des 74. Bandes (2012) der Zeitschrift der Société d'histoire du canton de Fribourg (SHCF) vertritt. Publish or perish? Kulturpessimisten erinnert diese Hyperbel an das Bäumchen, das kurz bevor es eingeht, mehr denn je Blätter produziert, um sich ein letztes Mal in scheinbar bester Form zu präsentieren. Doch lassen wir uns durch schwarzseherische Visionen nicht verschrecken. Schliesslich präsentieren uns die diesjährigen *Annales* elf Hauptbeiträge.

Waren Freiburger Notare glücklich? Diese Frage stellt die Mediävistin Kathrin Utz Tremp in ihrem Artikel «Savoir, fortune, considération, carrière... Heureux notaires fribourgeois?» und bezieht sich dabei auf einen Aufsatz aus dem Jahr 1956 über die glücklichen Waadtländer Notare, die in savoyischen Zeiten einen Traumberuf auszuüben schienen. Sind die Lebens- und Arbeitsbedingungen sowie die Geschichte der Waadtländer Notare bereits gut aufgearbeitet, so hat die Freiburger Historiografie soeben erst ihren langen Dauerlauf durch die Archivbestände begonnen, und die Autorin ist die erste Fackelträgerin, die Licht in das Dunkel der Freiburger Notariatsregister bringt (vgl. dazu auch die Rezension ihrer neuesten diesbezüglichen Untersuchung im vorliegenden FG-Band). Ausbildung, Eid, Tarifordnung, mögliche politische Laufbahn sind einige der von ihr angesprochenen Themenbereiche, und sie formuliert zum Schluss die Hypothese, dass die Notare umso weniger frei, selbstständig und «glücklich» waren, je mehr die Obrigkeit, der sie unterstanden, sie beaufsichtigte.

Klein, aber oho, so präsentiert sich das kupferne Büchlein, das 1626 in die Fundamente des in Renovierung befindlichen Jaquemart-Tors, des Freiburger Zeitglockenturms, eingemauert wurde. David Bourceraud, wissenschaftlicher Mitarbeiter des Museums für Kunst und Geschichte Freiburg (MAHF), untersucht in «Petit format, grande signification. Le mémorial du Jaquemart» dieses Zeugnis der Macht in der sich verfesti-

genden Patrizierrepublik. Auf den Kupferplatten sind die Namen und Ämter der 32 Ratsmitglieder von 1626, eine Liste der damals geläufigen Preise und der Kurs der wichtigsten Münzen eingraviert. Es handelt sich um die Vertreter der «Canisius-Generation», der ersten Absolventen des neu gegründeten Kollegiums St. Michael, die nun in der Stadt das Sagen hatten. Wer die 6,2 cm hohen und 6,7 cm breiten Platten schuf, ist unbekannt; vermutlich war es ein Goldschmied oder ein Zinngiesser. Da der Autor auf die Wiedergabe der ersten Zeilen der deutschen Inschrift verzichtet, seien sie hier zitiert: «Im Jahr MDCXXVI und den 3 Augusti aus befehl diser stat Friburg Regierender Oberkeit warent gegenwürtige Heiltumben in disem Fundamentstein gesetzt.» Bei diesen freiburgischen Heil- oder Heiligtümern – mit diesem alten deutschen Wort werden eigentlich Reliquien bezeichnet – handelt es sich um ein weltliches Objekt, für das es in der Schweiz soweit bekannt kein einziges Parallelstück gibt.

Der nächste, knapp zweieinhalb Seiten lange Artikel aus der Feder von Jacques Rime, Pfarrer in Belfaux, befasst sich mit dem vergessenen Kult zweier legendärer Märtyrer in der Stiftskirche St. Nikolaus (in der Vorbemerkung anachronistisch als «cathédrale» bezeichnet): «Reliquaires, processions et offices liturgiques. Quand les chanoines honoraient les martyrs Jean et Paul». Wie der Titel andeutet, dessen Länge einen reizvollen Kontrast zur Kürze des Aufsatzes bildet, geht es um einen Heiltumskult in Zusammenhang mit der Basilika Santi Giovanni e Paolo al Celio in Rom und den Reliquien der beiden Märtyrer, die von der Königin Bertha nach Payerne gebracht worden sein sollen und bei der Aufhebung der Abtei nach St. Nikolaus gelangten. Heute werden diese Heiligen allerdings nicht mehr in der Kathedrale verehrt, und ihre neugotischen, mit Schädeln und anderen Gebeinen gefüllten Reliquiare können im MAHF bestaunt werden.

Der Historiker Alain-Jacques Tornare, Spezialist der französischen Revolution und der Zeit Napoleons, publiziert in «Morts ou disparus, prisonniers, blessés... des Fribourgeois à la Bérézina» ein Verzeichnis der Freiburger Soldaten (ohne Offiziere), die 1812 den verlustreichen Russlandfeldzug Kaiser Napoleons mitmachten. In seinem Kommentar berichtet er über die Schwierigkeiten, eine solche Liste zu erstellen, die gezwungenermassen Leerstellen aufweist und teilweise auf Vermutungen beruht, nicht ohne darauf hinzuweisen, dass von den rund 10 000 Schweizern, die sich auf den Weg nach Moskau machten, lediglich 5% in die Heimat zurückkehrten; viele starben auf dem Rückzug der Grande

Armée in der Schlacht an der Beresina. Das «vollständige, detaillierte, kommentierte und aktualisierte Verzeichnis» kann im Internet eingesehen werden; die Online-Fassung besitzt den Vorteil, dass sie ständig berichtigt und ergänzt werden kann.

Im Jahr 1818 marschierten ein Freiburger Bauer und drei Kuhhirten mit 24 zwischen drei und vier Monaten trächtigen Kühen und zwei Stieren von Bulle nach Ulm, um von dort per Schiff auf der Donau nach Ungarn zu reisen. Von dieser ungewöhnlichen Fahrt berichtet der Historiker Hans Gumprecht in «Un troupeau fribourgeois en croisière sur le Danube. Les vaches du prince Esterházy», einem Aufsatz, dessen deutsche Originalfassung in den *Burgenländischen Heimatblättern* 71 (2009), S. 193–209, nachgelesen werden kann. Dieses «Protokoll eines Viehgeschäfts», wie der Autor es nennt, verzeichnet den Ankauf der Tiere (hauptsächlich in Jaun und Boltigen), den 27-tägigen Viehtrieb von Bulle über Bern, Baden und Schaffhausen nach Ulm (400 km) unter Leitung des Bauern Pierre Vienny (Vianny) aus Bouloz, den 12-tägigen Transport per Schiff von Ulm nach Nussdorf bei Wien und den abschliessenden Marsch nach Eisenstadt, wo Fürst Nikolaus II. Esterházy (1765–1833) auf dem Gut Kleinhöflein eine «Schweizerei» betrieb. Das Vieh kam vollständig und bei bester Gesundheit in Ungarn an; es sei sehr schön, stellte Zentralkanzleisekretär Bartenstein fest, und errege wegen des hier nicht bekannten Schlages besonderes Aufsehen. Im Übrigen hatten Vienny und seine drei Schweizerknechte den fürstlichen Bediensteten in Eisenstadt Auskunft zu erteilen «über das Käsemachen nach der Gruyère-Methode». Wie der Autor betont, «werden in diesem Bericht Fakten angeführt, die unwesentlich scheinen und doch ein gewisses Interesse erwecken mögen, denn sie sollen wenigstens indirekt etwas von den Leistungen und Strapazen der Beteiligten vermitteln.» Dies ist ihm überzeugend gelungen; hier sei lediglich ein Detail stellvertretend für viele andere angeführt: Auf dem «Ordinari», wie die Flusskähne genannt wurden, musste die Kajüte der Schiffleute verkleinert werden, um den eigens eingerichteten Kuhstall um 4 Schuh vergrössern zu können.

Nicht mit Schweizer Kühen, sondern mit helvetischen Mythen befasst sich der Beitrag des Historikers Olivier Curty, der in «Divico, un héros antique à l'usage des enfants. Les Helvètes: mythes et idéologie» darstellt, wie die Helvetier und ihr Anführer Divico in den Schulbüchern des 19. und frühen 20. Jahrhunderts instrumentalisiert wurden, um die nationalistische Ideologie dieses Zeitraums zu rechtfertigen. Im 19.

Jahrhundert bestand nach der Gründung des Bundesstaats das Bedürfnis, historische Symbol- und Heldenfiguren zu schaffen, die geeignet waren, einheitsstiftend zu wirken und überkantonale Bande zwischen den verschiedenen Landesteilen zu knüpfen. Unter den verschiedenen Völkern, die im Gebiet der heutigen Schweiz gelebt hatten, eignete sich niemand besser als die Helvetier mit ihrem Führer Divico, diese Funktion zu übernehmen. So ist auf dem Umschlag von Karl Jauslins Schweizergeschichte in Bildern – sie erschien 1885–1887 und nicht «1888?», wie im Artikel angegeben – Divico zu Pferd vor dem Schweizerkreuz zwischen Wilhelm Tell und Arnold von Winkelried zu sehen. Ähnlich wie die Franzosen Vercingetorix zu einer mythischen Heldenfigur ihrer frühen Geschichte zu erheben suchten, war die schweizerische Historiografie bemüht, den Führer der Helvetier in den Geschichtsbüchern für den Primarunterricht als Helden darzustellen, der den Römern zu trotzen vermochte.

Weniger um die Konstruktion nachahmenswerter Helden als um die Verteufelung der Kommunisten in den ausgehenden 1930er-Jahren geht es in «Un plan de mobilisation anticommuniste. Alerte rouge à Fribourg» der jungen Historikerin Stéphanie Roulin. Die Angst vor den Bolschewiken zu schüren, um in einem Kontext allgemeiner Verunsicherung die Schweizer Armee aufzuwerten, die kantonale Identität zu stärken und den sozialistischen Feind zu bekämpfen: darum geht es dem Freiburger Staatsrat im Jahr 1929, wobei man sich aus heutiger Sicht fragen kann, ob da nicht mit schwerer Artillerie auf Spatzen geschossen wurde. Um einer vermeintlichen Revolution vorzubeugen, erarbeitete die kantonale Militärdirektion Ende Juni 1929 einen vertraulichen Mobilisierungsplan, während der Staatsrat ein paar Tage später am 2. Juli eine Verordnung zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung erliess.

Der Historiker Samuel Gendre, der sich in seiner Masterarbeit mit den wirtschaftlichen und sozialen Auswirkungen des Plans Wahlen auf den Kanton Freiburg befasst hat, legt in «Les effets sociaux du plan Wahlen à Fribourg. Le réveil des ouvriers agricoles» einen Teil seiner Untersuchungsergebnisse vor. Die 1940 durch den Plan Wahlen ausgelöste Anbauschlacht wurde zum Symbol für den Selbstbehauptungswillen der Schweiz. Verschiedene Massnahmen, darunter die Förderung der Kleinpflanzer, die Einrichtung von Industriepflanzwerken und die Umwandlung von Wiesen zu Äckern, trugen dazu bei, die inländische Anbaufläche bis 1945 fast zu verdoppeln. Um genügend Arbeitskräfte

für die Anbauschlacht sicherzustellen, führte der Bundesrat einen obligatorischen Arbeitsdienst ein, der eine Art zivile Mobilisation bewirkte. Städtische Jugendliche, Studenten, aber auch Flüchtlinge und Internierte betätigten sich in der Landwirtschaft, während die eigentlichen Bauern Aktivdienst leisten mussten. Die neuen Hilfskräfte waren sogar besser bezahlt als die «alten» Landwirtschaftsarbeiter, hatten aber keine Erfahrung, was zu Spannungen auf den Bauernhöfen führte. Der Autor befasst sich mit den Massnahmen, die schliesslich dazu führten, dass sich die Situation der Landwirtschaftsarbeiter dank Familienzulagen etwas verbesserte.

Ein dreiteiliges Dossier ist dem Bankett gewidmet, das der Freiburger Staatsrat am 18. Juli 1890 für den frisch zum Kardinal gewählten ehemaligen Bischof von Lausanne und Genf, Gaspard Mermillod (1824–1892), gab. In einem ersten Artikel – «Le menu: haute cuisine fin de siècle. Accord et succession des mets parfaitement maîtrisés» – stellt der inzwischen verstorbene Historiker François de Capitani das gewaltige Festmenü vor, das etwa 100 Gästen im ehemaligen Jesuitenpensionat serviert wurde. Der zweite Beitrag aus der Feder des Kunsthistorikers Hermann Schöpfer – «Le lieu: l'ancien pensionnat des Jésuites. Une serre pour les élites sociales du catholicisme européen» – befasst sich mit diesem Gebäude, das man – auch wenn es vor noch nicht allzu langer Zeit abgerissen wurde – als Symbol des Freiburger Katholizismus zwischen Restauration und Sonderbund bezeichnen könnte, während Francis Python, emeritierter Professor für allgemeine und Schweizer Zeitgeschichte der Universität Freiburg, in einem Gespräch mit dem Redaktor der *Annales fribourgeoises* – Le contexte: conflictuel, sous les hommages. Suites du kulturkampf et création de l'université» – das politische Umfeld dieses fürstlichen Empfangs für einen hohen geistlichen Würdenträger wiederaufleben lässt. Sucht man nach einem «lieu de mémoire» dieses geschichtsträchtigen Anlasses, wird man rasch fündig: Der protestantische Unternehmer Paul-Alcide Blancpain warf 1890 ein Festbier auf den Markt, das zugleich der «Brasserie du Cardinal» ihren Namen gab und in das Kollektivbewusstsein der Freiburger Bevölkerung einging, auch wenn es heute nicht mehr vor Ort gebraut wird und der Name der Brauerei dem englischen Modeausdruck «Blue Factory» weichen musste.

Die Liste der Friburgensia 2011–2012, eine umfangreiche Reihe von Rezensionen und die Chronik der Société d'histoire schliessen den 236 Seiten starken Band ab, dessen Umschlag ein Bildnis des Kardinals Mermillod ziert. Der Geistliche, dessen quadratischer Haarschnitt wohl

weniger einer klerikalen Mode entspricht als auf einen ungeschickten Ausschnitt zurückzuführen ist, scheint mit nachdenklicher Melancholie in die Ferne zu blicken; nach seiner Erhebung zum Kardinal, bei dem ihm die Titelkirche Santi Nereo ed Achilleo in Rom zugewiesen wurde, blieben ihm nur noch zwei Jahre zu leben.

HUBERTUS VON GEMMINGEN

*Ein Altarretabel von Hans Boden
für die Radegundiskapelle in Ferenbalm
Ein Quellenfund zur Freiburger Kunst des 16. Jahrhunderts*

Nach dem Wegzug von Hans Fries nach Bern (um 1510) war Hans Boden eine Zeit lang der bedeutendste Maler in Freiburg. Erstmals wird er 1517 mit Wohnsitz in Bern aktenkundig, verheiratet mit der Tochter des Freiburger Harnischmachers Conrad Hubenschmidt. Hans Boden gehörte vermutlich zum Kreis der schwäbischen Wanderkünstler, die aus dem Umfeld von Albrecht Dürer und besonders von Hans Burgkmair herauswuchsen und anderswo nach Beschäftigung suchten. In Freiburg taucht Boden um 1520 auf, gleichzeitig mit Wilhelm Ziegler, mit dem er eng zusammenarbeitete. Die beiden signierten einige Werke gemeinsam. Ziegler wurde 1527 zum Stadtmaler ernannt. Hans Boden hingegen verschwand um 1526 von der Bildfläche, nachdem er in einen Kriminalfall wegen Todschlages verwickelt worden war¹.

Das im bernischen Amtsbezirk Laupen gelegene Ferenbalm wird erstmals 961 in der legendären Schenkung der Königin Berta an das Kloster Payerne erwähnt. Laut Ausweis des Kartulars von Lausanne von 1228 war die dortige Kirche den Aposteln Petrus und Paulus geweiht. Zur

Abkürzungen: FG = Freiburger Geschichtsblätter; NR = Notariatsregister; StAF = Staatsarchiv Freiburg.

¹ Julius BAUM, Hans Boden und Wilhalm Ziegler, in: *Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte* 4 (1942), S. 47–55; Verena VILLIGER, Und werktags Gemälde. Freiburger Tafelmalerei des 16. Jahrhunderts, in: Katharina SIMON-MUSCHEID / Stephan GASSER (Hg.), *Die spätgotische Skulptur Freiburgs i. Ue. im europäischen Kontext*, Freiburg 2009 (Archives de la Société d'histoire du canton de Fribourg, N. S., vol. 4), S. 153–177.